



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller Sandberg, Beatrice: Steckt unsere Gesellschaft in Familiengeschichten von heute? In: IZfK 9 (2022). 79-99.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-0e76-9d9d

Beatrice Sandberg (Bergen)

Steckt unsere Gesellschaft in Familiengeschichten von heute?

How much society is in today's family stories?

This article deals with a selection of contemporary texts by Swiss authors that address the theme of the family in various ways. The question put forward is whether such literary representations still represent today's families or whether they miss the mark. The variety of literary forms and the spectrum of perspectives in this selection proved far more diverse than expected. Nevertheless, auto-fictional narration is still fundamental, whereby retrospectives of a life lived are conveyed from within the narrator's own family circle. The discourse of memory continues to dominate substantial parts of the narrative, and a preoccupation with father-son and mother-daughter relations within family constellations still remains relevant. However, humour and irony are also important as a means of creating distance at moments where reality verges on the absurd and the narrator's own family is shown in a comic light, or where the terrain is delicate, as for example when the action takes place in a nursing home.

Keywords: family, old age, psychological trauma, relations, death, autofiction, grotesque, humoresque

Zur Textauswahl

Auf der Suche nach passenden Texten für das Thema, das nach Familienschilderungen in der Schweizer Literatur Ausschau hält, die als Spiegel unserer heutigen Gesellschaft gesehen werden können, habe ich in der Bücherkiste von Pro Helvetia nach Neuerscheinungen der letzten Jahre gegraben. Ich wurde fündig

und musste versuchen, die recht disparaten Titel in eine Ordnung zu bringen, entsprechend etwa den Kategorien, die für die neuere Schweizer Literatur besonders typisch sind: die Nähe des literarischen Diskurses zu den politischen und sozialen Gegebenheiten der Schweiz, die Beschäftigung mit der eigenen Kindheit, weniger im Hinblick auf Kriegs- und Nachkriegserfahrungen, sondern vor allem als privat-psychologisch motivierte Erinnerungsdiskurse, in denen die eigene Herkunft und Erziehung problematisiert werden, wobei sich das Private meist als sozial beeinflusst und geformt erweist. Dann gibt es weiter den Strom der autobiografisch fundierten Erinnerungsliteratur, der sich zusammensetzt aus der subjektiven Erfahrungsliteratur der 1980er Jahre, welche zugleich eine erste Konjunktur an Väterliteratur hervorbrachte, und der Migrationsliteratur der schon lange im Lande Ansässigen, zu denen Erica Pedretti, Ilma Rakusa, Zuzanna Gahse, Catalin Dorian Florescu, Franco Supino, Irena Brežná u.a. gehören. Hinzu kommen weiter die während des Balkankriegs neu Eingewanderten, für die stellvertretend Meral Kureyshi genannt sei, die sich alle schreibend mit ihrer Vergangenheit, ihrer Identität und ihrer Inter- oder Transkulturalität auseinandersetzen. Während in Deutschland die Betroffenheitsliteratur der Wendegeneration die eigene Geschichte zur Familiengeschichte und zum Generationenroman ausweitete (so etwa Martin Walser, Christoph Hein, Christa Wolf, Monika Maron, Reinhard Jirgl, Stephan Wackwitz, Walter Kempowski, Uwe Tellkamp, um nur einige Namen zu nennen), bestätigt sich für die Schweizer Literatur die Feststellung Ariane Eichenbergs, dass Vater-/Mutter-, Familien- und Generationenroman oftmals miteinander verflochten sind, wie dies bei Otto F. Walter, Guido Bachmann, Thomas Hürlimann, Urs Widmer, Martin R. Dean und anderen der Fall ist.¹

Ich habe meine Wahl unabhängig von möglichen Einordnungskriterien danach getroffen, dass es sich um Bücher handeln sollte, in denen Familie eine Rolle spielt, jedoch weniger in der Form traditioneller Familienromane. Vielmehr sollten Familien in ihren empfindlichen oder verletzlichen Phasen dargestellt sein. Aus diesem Grunde fehlt beispielsweise eine Neuerscheinung wie Zora del Buonos „Die Marschallin“ (2020), weil dieses Buch stellvertretend auch für andere vortreffliche Familienromane steht, welche alle Kriterien eines traditionellen Familien- und Generationenromans erfüllen, der das Schicksal einer Familie über verschiedene zeitliche Phasen hinweg verfolgt. Es bleibt zu sehen, wie sich diese neuen Texte in die genannten Diskurse einfügen. Wie kommt Familie darin zur Sprache? Welcher Blickwinkel prägt die Optik? Was ist neu an Formen und Inhalten?

Doch zuerst: Was heißt Familie? In den letzten Jahrzehnten hat der Begriff an Eindeutigkeit verloren oder anders gesagt: er ist mehrdeutig geworden, abhängig davon, wer ihn beansprucht und was damit verbunden wird, denn mit den freien

¹ Eichenberg (2009: 15).

Partnerschaften, der patchwork family, dem Adoptionsrecht gleichgeschlechtlicher Paare und weiteren Möglichkeiten ist die Auflösung einer zumindest während einiger Jahrhunderte europäischer Kulturgeschichte festumrissenen Struktur ein Faktum geworden.² Nicht zufällig konvergieren in dieser Situation zwei gegenläufige Bewegungen: Während sich die Familienstruktur auflöst und unübersichtlich wird, scheint die Familie an Bedeutung zu gewinnen aufgrund der Globalisierung, sie hat als Thema „Konjunktur“ und ist „omnipräsent“,³ da das Gefühl von Zugehörigkeit als Gegengewicht zur Weiträumigkeit der Globalisierung zu einem Desiderat wird, und sich ein gewisses Maß an Privatheit und Zugehörigkeit als notwendig, aber schwierig erweist. Weitere Phänomene scheinen mit diesen Bewegungen zusammenzuhängen und lassen sich von daher leichter verstehen. So etwa das Bedürfnis eines Ichs, sich seiner selbst zu vergewissern und sich einen Platz in der Gesellschaft zu sichern durch den Beitrag eines persönlichen Zeugnisses zur Zeitgeschichte. Wenn uns etwas am Entgleiten ist, mobilisieren wir Gegenkräfte es festzuhalten, oder wir erschreiben uns das Verlorene und kreieren Wunschbilder. Diese Kernpunkte sind auch in den hier besprochenen Büchern greifbar, die mit einer Ausnahme alle von AutorInnen stammen, die erst wenig veröffentlicht haben, die aber bereits mit Preisen ausgezeichnet wurden.

In Regula Portillos Roman „Andersland“⁴ steht ein Mädchen im Mittelpunkt, das interkulturell aufwächst, aber nach einer Bezeichnung von Silvio Blatter als „multikulturlos“⁵ bezeichnet werden könnte. Melitta Brezniks „Mutter. Chronik eines Abschieds“⁶, enthält die Aufzeichnungen einer Tochter, die ihre fast 90-jährige Mutter während der letzten Wochen ihres Lebens begleitet und die Reflexionen über das Familienleben parallel zum Sterbeprozess der Mutter notiert. Breznik hat früher schon Bücher veröffentlicht, auf die sie sich bezieht und worin mehr von der Familiengeschichte enthalten ist. Ich werde in diesem Fall auch auf Brezniks Roman „Nordlicht“ eingehen, weil er eine Problemstellung enthält, die von mehreren AutorInnen über die Landesgrenzen hinweg gut 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgearbeitet wird: Die Suche der längst erwachsenen Kinder nach ihren unbekannt Vätern, die Soldaten der deutschen Wehrmacht waren, weil das Problem des fehlenden Vaters sie ein Leben lang nicht los ließ.⁷ Im 2020 erschienenen neuesten Roman von Tom Kummer: „Von schlechten Eltern“ ist der Vater in höchstem Masse gegenwärtig, aber er ist al-

² Als ein Beispiel für die Exponierung dieser Problematik wäre Zoë Jennys Roman „Das Blütenstaubzimmer“ (1997) repräsentativ. Hier wird Familie als instabile, jederzeit auflösbare Konstellation erfahren. Vgl. dazu Tholen in Martinec / Nitschke (2009: 35-54).

³ Dies., 9.

⁴ Portillo (2020).

⁵ Blatter (1996).

⁶ Breznik (2020).

⁷ Breznik (2009).

leinerziehend und die Partnerin und Mutter fehlt. Kummer ist als Vater und Zurückgelassener total überfordert, die Erziehungsaufgabe seiner Söhne allein wahrnehmen zu müssen.⁸ Frédéric Zwickers Roman „Hier können Sie im Kreis gehen“⁹ schlägt einen ganz anderen Ton an, obwohl es auch hier um das Lebensende eines alten Menschen geht. Er ist geschrieben aus der Perspektive eines 91-Jährigen, der sich unter dem Deckmantel von Demenz im Pflegeheim unterbringen lässt und seine Umgebung sowie seine Besucher aus diesem Blickwinkel betrachtet. Die vorgebliche Senilität ermöglicht ihm Dreistigkeiten, welche die Normalität ihm nie erlauben würde, aber sie löst seine Probleme nicht. Lukas Linder befasst sich in „Der Letzte meiner Art“ mit einer Berner Patrizierfamilie aus der Perspektive des jungen Sprösslings, der sich als letzter Artgenosse dieser seltsamen Familie sieht.¹⁰ Mit Ausnahme von „Andersland“ sind alle Romane aus der Ich-Perspektive geschrieben, Linder und Zwicker arbeiten besonders mit den Mitteln des Humors und der Ironie, ja, ihre Texte haben Züge des Grotesk-Komischen, während Breznik und Kummers Darstellungen den Stempel von Trauer, Einsamkeit, Krankheit und Tod tragen.

Plädoyer für verschiedene Familienformen

Eröffnen möchte ich meine kleine Auswahl mit einem Blick auf den 2020 erschienenen Roman „Andersland“ der Schweizer Schriftstellerin Regula Portillo (Jahrgang 1979, aufgewachsen im Kanton Solothurn, nach dem Studium der Germanistik und Kunstgeschichte Aufenthalte in Nicaragua, Mexiko, Deutschland, heute lebt sie in Bern), für den sie im gleichen Jahr den Berner Literaturpreis erhielt und den die Literaturkritik unisono als Familienroman kategorisiert und dafür lobt, dass er auf stereotype Familienbilder verzichte, diese vielmehr widerlege.¹¹ Es ist ein Text, der das Auseinanderbrechen einer kleinen Kernfamilie und deren psychische Folgen für die Hauptfigur, das Kind Matilda, verfolgt. Regula Portillo schildert das Heranwachsen des Mädchens einer mexikanischen Frau, die das Kind aus Not nicht haben wollte, und eines Schweizer Vaters, der es mit in die Schweiz nahm und es unter Mithilfe seines (schwulen) Bruders Tobias aufzog. Doch der Vater erliegt einem Herzinfarkt und das Ju-

⁸ Kummer (2020). Vorläufer ist der Roman von 2017: „Nina & Tom“, der autofiktional Kummers ausschweifendes drogen- und sexerfülltes Hippy-Leben mit seiner Frau und zwei Söhnen in Europa und den USA schildert. Die Frau stirbt an Krebs, der Vater zieht mit den Kindern nach Europa zurück. Kummer breitet Intimstes aus seiner Ehe bis zum Tod seiner Frau hemmungslos aus, wird von der Literaturkritik hoch gelobt, fällt aber sein eigenes Urteil im letzten Satz: „Mein persönlicher Bericht auf Ninas Kosten. Sie wird mich umbringen, wenn sie jemals davon erfährt“ (Kummer 2017: 253).

⁹ Zwicker (2016).

¹⁰ Linder (2017).

¹¹ Portillo (2020).

gendamt verweigert dem Onkel und dessen Partner aufgrund ihrer sexuellen Orientierung das Recht, Matilda weiter zu betreuen und steckt es in eine Pflegefamilie. Zu bedenken ist dabei, dass die 1990er Jahre die Zeit der Aids-Epidemie war mit der panischen Angst vor Ansteckung (die dreißig Jahre später in der heutigen Pandemie bereits fast vergessen ist) und der Stigmatisierung Homosexueller. Die leibliche Mutter erfährt von der Situation des Kindes und holt Matilda zu sich nach Mexiko, wo sie liebevoll aufgenommen wird und sich in der neuen Großfamilie gut einlebt, doch nach wenigen Jahren stirbt die Mutter an Krebs. Damit erfolgt ein weiterer Bruch in Matildas Leben, die in der Schweiz neben dem Vater auch den Onkel als geliebte Bezugsperson verloren hatte. Sie lebt nun einsam zwischen zwei Kulturen, kapselt sich ab, verliert die Muttersprache und wird sprachlos. So vermag sie die Aufzeichnungen ihres Vaters nicht mehr selbst zu lesen und verliert damit auch die Erinnerung an den Vater und die Kindheit in der Schweiz. Mit der unzugänglichen Vergangenheit wachsen die Ängste vor dem Unbekannten, vor Verschwiegenem, es entstehen Traumatisierungen und Tabus. Das Mädchen lebt nach eigener Aussage in Andersland, enturzelt, mit Verwundungen, an denen auch ihre Familienangehörigen leiden. Einige Entscheidungen fielen auf Grund persönlicher Entschlüsse, andere auf Grund gesellschaftlicher Zwänge oder Rücksichtnahmen, die Hauptbetroffene, das Kind, wurde nicht gefragt. Die Autorin plädiert für Verständnis und Empathie, welche die Akzeptanz des Andersartigen ermöglichen und Zwänge und Übergriffe verhindern. Gleichzeitig versucht sie mit ihrer Darstellung stereotypen Familienbildern entgegenzuwirken und ein breites Spektrum zeitgenössischer Varianten anzudeuten. Eine Familie kann heute vieles sein, ihre Mitglieder haben Chancen und Realisierungsmöglichkeiten, die früher undenkbar waren, doch sie alle sind keine Garantie für Glück. Im Gespräch mit der Journalistin Vanessa Simili meint die Autorin, wenn sie sich für „Andersland“ etwas wünschen könnte, dann folgendes: dass das Buch „ein Plädoyer sein könnte für verschiedene Familienformen“.¹² Ob Kinder glücklich oder unglücklich aufwachsen, habe nichts mit der Familienkonstellation zu tun, ob zwei Väter oder zwei Mütter oder Vater/Mutter oder nur ein Elternteil vorhanden seien. Aber alles hat mit Familie zu tun, angefangen von der Kindheit, von Abhängigkeit, Verlusten, Traumatisierungen, Geheimnissen, Glückserlebnissen und Erinnerungen.¹³ Der Roman „Andersland“ hält der Gesellschaft einen Spiegel vor, indem er auf neuralgische Punkte in der Behandlung von Kindern, Schutzlosen, von der Norm

¹² Simili (24.02.2021).

¹³ Leta Semadeni „Tamangur“ (2015) sei hier genannt als ein atypischer Familienroman, wenn man hier überhaupt von einem Roman sprechen kann (die Autorin oder der Verlag tun es). Vater, Mutter und Bruder, später auch Großvater fehlen, die Wahrnehmung erfolgt aus der Perspektive eines Kindes, DES Kindes, das keinen weiteren Namen trägt, aber die Niederschrift stammt von der erwachsenen Erzählerin, die über die Kindheit bei der Großmutter erzählt.

Abweichender, und auf fehlendes Verständnis für deren Bedürfnisse sowie auf die Folgen der Fehlentscheidungen hinweist. Das Ganze spielt sich zudem ab unter multikulturellen Vorzeichen in einer globalisierten Welt mit neuen Rollenmodellen und neuen Familienrelationen, beschreibt also ein Schicksal, mit dem sich viele identifizieren können. Narrativ verbindet Portillo in diesem Roman persönliche Erfahrungen aus ihrem Bekanntenkreis, die sie fikionalisiert und dabei ganz nahe an der Wirklichkeit der neuen Lebensgemeinschaften in einer globalisierten Welt bleibt, denen Kinder besonders ausgeliefert sind.

Mutter und Tochter

Melitta Breznik, Jahrgang 1961, aufgewachsen in der Steiermark, verbrachte Jahresaufenthalte in den USA und in Norwegen, studierte Medizin und bildete sich aus zur Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie ist österreichisch-schweizerische Doppelbürgerin, lebt und arbeitet im Unterengadin in ihrem Beruf und ist seit 1993 schriftstellerisch tätig.¹⁴ Viele ihrer Bücher beschäftigen sich mit Familie und Herkunft, verfolgen die Linien zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs und gehen den Auswirkungen von Krieg und Gefangenschaft auf die Familien und Kinder sowie deren Biografien nach. Es scheint, als sei Schreiben für die Psychotherapeutin selbst der Weg, ihre eigene Familienvergangenheit autofiktional aufzuarbeiten, denn die früheren Erzählungen „Das Umstellformat“ (2002) geht dem Euthanasie-Tod ihrer Großmutter während des Dritten Reichs nach, und „Der Nachtdienst“ (1995) beschäftigt sich mit dem qualvollen Tod ihres durch den Krieg alkoholisierten Vaters. Ihr letzter Text: „Mutter. Chronik eines Abschieds“¹⁵ ist ebenfalls autofiktional, aber kein Roman, er umfasst ihre Aufzeichnungen während sechs Wochen, in denen sie ihre krebserkrankte 91-jährige Mutter bis zu deren Tod pflegt und betreut. Es geht dabei um mehr als nur um das Verhältnis der Tochter zur Mutter, denn die aufsteigenden Erinnerungen werfen viele Fragen auf zur Vergangenheit der Familie, des Vaters, dessen Verhaltensweise die Ehe und das Familienleben schwer machte, und sie gleiten hinüber auf die eigene zerbrochene Partnerschaft, suchen nach Gründen für die Probleme und Narben. Im Mittelpunkt aber steht die Mutter, die zeitlebens dafür kämpfte, die Familie zusammenzuhalten. Jetzt ist sie in ihrer Hinfälligkeit und Abhängigkeit ihrer Tochter preisgegeben, die den schweren Dienst der letzten Pflege auf sich nimmt. Es erfordert alle Kräfte zu verhindern, dass Würde und Respekt nicht von negativen Gefühlen übermannt werden, die durch die körperliche und seelische Extremsituation freigesetzt werden. Vergangenheit und Gegenwart verdichten sich angesichts der befristeten Zeit. Es gibt viel Unausgesprochenes, Ungeklärtes in dieser Familie: so der frühe Tod des ältesten

¹⁴ Vgl. Internetauftritt von Melitta Breznik, <https://www.melitta-breznik.ch/index.php/de/> [19.10.2020].

¹⁵ Breznik (2020).

Sohnes/Bruders; der Euthanasietod der Großmutter mütterlicherseits, über den die Ärztin recherchiert hat, den die Mutter jedoch lieber im Dunkeln belassen hätte. Schwer wiegt die seelisch-körperliche Last der ihr von der Mutter aufgezungenen Abtreibung, welche die 17-Jährige über sich ergehen lassen musste und mit Kinderlosigkeit bezahlt. Die Absicht, die Mutter dafür zur Rede zu stellen, lässt sich nicht mehr realisieren, die Kräfte der Mutter reichen nicht mehr aus dafür. So bleiben viele Fragen offen, auch jene zur Vergangenheit der Eltern. Es war für die Mutter als Frankfurterin nicht einfach, nach ihrer Heirat in die Steiermark umzuziehen, wo der „Reichsdeutschen“ Skepsis entgegengebracht wurde. Doch ihr Mann und ihr Schwiegervater hielten zu ihr, die Frauen hingegen wiesen sie ab. Nach der Zeit als Soldat in Norwegen und sechs Jahren Kriegsgefangenschaft war der Vater ein anderer, voller Groll und Wut, die er im Alkohol ertränkte, was die Ehe schließlich zerstörte. Nach einem Selbstmordversuch zieht die Mutter zur Tochter in deren Studentenwohnung, die sich dann ihrerseits selbst befreien muss und sich nach Paris absetzt, ihre erste Liebe und die Freiheit genießt und die Mutter allein lässt mit ihren Problemen, was sie mit einem schlechten Gewissen belastet.

Drei Familiengemeinschaften rücken schemenhaft ins Bild, die Großeltern in Österreich, Kindheit und Jugend der Schreibenden und nur Weniges über ihre Gegenwart, die beruflich ausgefüllt ist. Genauer über ihre eigene Vergangenheit erzählt Brezniks erster Roman „Nordlicht“¹⁶, der hier deshalb berücksichtigt werden soll, obwohl er nicht zu den Neuerscheinungen gehört. Er zeigt aber, welche starken Auswirkungen der Zweite Weltkrieg noch hat auf diese späte Nachkriegsgeneration, die sich auf die Spurensuche nach ihren Vätern begibt und das Schicksal der Großelterngeneration über die Grenzen des eigenen Landes hinaus zu erkunden sucht. Die gleiche Tendenz zeigt sich unter norwegischen und deutschen Autorinnen, die in den letzten zwei Jahrzehnten, also mehr als siebenzig Jahre nach dem Krieg ihre unbekannteren Väter ausfindig zu machen versuchen und beschreiben, wie sehr ihre Familien und sie selbst unter dem Schweigen und der Ungewissheit gelitten haben. Treibende Kraft ist meist die Suche nach dem eigenen Ich mit Hilfe der Erinnerung, welche laut Birgit Neumann das „Bewusstsein von der Kontinuität und Einheit des Ich“¹⁷ ermöglicht und damit als die Voraussetzung einer Identitätsbildung gilt: „Erst die Erinnerung an Vergangenes ermöglicht die Bearbeitung temporaler Differenz und damit die Stiftung von Kontinuität“.¹⁸ Das Ziel der Narration ist damit sehr oft Identitätsbildung oder eine Suche nach dem Ich. „Identität“, „Erinnerung“ und „Narration“, bilden, indem sie wechselseitig ineinander übergehen, ein kompliziertes, gegenseitig voneinander abhängiges Zusammenspiel.

¹⁶ Breznik (2009).

¹⁷ Erll / Gymnich / Nünning (2003).

¹⁸ Neumann (2005: 150).

Mit „Mutter“ ist Breznik eine sehr feinfühligte Darstellung gelungen, in der sie in bewundernswerter Weise Nähe und Distanz, Liebe und Verletzung, starke Emotionen und Beherrschung, auch sprachliche, in eine Form zu bringen vermag, die jede Peinlichkeit vermeidet, hoch sensibel, aber nie sentimental ist und nie ausfällig wird, sondern immer der Situation angemessen bleibt.¹⁹

Spurensuche nach den Vätern

In ihrem ersten Roman „Nordlicht“ verbindet die Autorin zwei Erzählhaltungen: Die Vergangenheit mit dem Aufbruch aus ihrer Ehe in Zürich und alle Rückblicke in die frühere Vergangenheit werden auktorial erzählt aus der Sicht der Protagonistin Anne (Mai bis Dezember 2003). Mit der Ankunft auf den Lofoten erfolgt der Wechsel auf deren Ich-Perspektive, welche den Aufbruch in die Gegenwart ihrer Vatersuche markiert, die auch zu einer Selbstsuche wird (entsprechend fällt ihr Geschlechtsname erst auf einer der letzten Seiten des Buches, wo er sich mit dem Namen ihres gesuchten und gefundenen Vaters als identisch erweist). Die Schneelandschaftsbilder des Vaters waren zu ihren Sehnsuchtsbildern geworden, die sie anspornten, dem unbekanntem Leben des fernen Vaters in Nordnorwegen nachzuforschen. Hier ist er ihr so nahe, als „könnte er um die Ecke biegen und sich geräuschlos und vorsichtig neben mich setzen“,²⁰ während sie den Vater vorher ausgespart hatte aus ihrem Leben, da er den Kindern nach dem Krieg keinen Platz mehr gegeben hatte in seinem Leben. Anne wohnt erst allein in der Polarnacht des Nordens und so asketisch, dass sie in einen vollständigen Erschöpfungszustand verfällt und Angst hat, schizophren zu werden. Am Tiefpunkt vermag sie sich aufzurappeln aus der Verwahrlosung, wird sich selbst unerträglich, kann weinen und findet Erleichterung. Sie entscheidet sich für eine Tour mit der Hurtigrute, um wieder Menschen zu sehen und erlebt die Natur und die Rückkehr der Sonne mit so intensiven Glücksgefühlen, dass sie sich wieder gesund fühlt. Sie zieht weg aus ihrer einsam gelegenen Hütte und kommt unter auf einem Hof bei einer norwegischen Frau, von der sie erfährt, dass sie als „Deutschenkind“ in einem Heim aufwuchs mit der Urkunde: Vater, Mutter und Geburt unbekannt, dass sie aber die Mutter ausfindig machte und von ihr den Hof erbt, auf dem sie nun wohnen bleiben will, obwohl ihr Mann die Dunkelheit nicht aushielt und zurückging in seine Heimatstadt Bergen. Auch sie versucht, ihren Vater in Deutschland ausfindig zu machen. Diese norwegische Frau, Giske Norman, tritt ebenfalls auf als Ich-Erzählerin, was zunächst verwirrt, wohl aber die Parallelität der beiden markieren soll: Hier

¹⁹ 1972 veröffentlichte Peter Handke nach dem Selbstmord seiner Mutter den autofiktionalen Roman „Wunschloses Unglück“, der sich mit dem Leben der Mutter auseinandersetzt. Obwohl Ähnlichkeiten biographisch-sozialer Art zu finden sind, ist Brezniks Ansatz ein vollkommen anderer, da die „Chronik eines Sterbens“ den Kern des Textes ausmacht.

²⁰ Breznik (2009: 135).

treffen sich zwei Frauen auf der Suche nach ihren Vätern, beide gezeichnet durch die Erfahrungen einer nicht vorhandenen oder schlecht funktionierenden Familiengemeinschaft aufgrund des Krieges. Die mitgebrachten Fotos und Aufzeichnungen ihres Vaters, die Anne bei sich hatte, brachten sie in die Nähe, wo ihr Vater im Krieg stationiert gewesen sein musste, und es stellt sich heraus, dass die beiden Väter Dienstkollegen waren, bestätigt durch das Foto eines alten Einwohners, worauf sie ihren Vater erkennt.

Die Erzählzeit erstreckt sich über gut zwei Jahre vom Mai 2003 bis Juni 2005; die Handlung beginnt in Zürich, wo Anna als Ärztin arbeitet und schließt am 24. Juni 2005 auf den Lofoten, wo sie in Stokmarknes eine Stelle in der Psychiatrie angetreten und einen Neuanfang vollzogen hat. Die erzählte Zeit umfasst ihre Kindheit und Jugend in Graz, die Studentenzeit in Paris und den USA, die Zeit ihrer Ehe in Zürich samt Auf- und Ausbruch durch den plötzlichen Umzug nach Nordnorwegen. Brezniks Erzählung ordnet sich ein in eine Reihe von deutschen und norwegischen Berichten und Romanen von Frauen, welche nach Spuren ihrer Väter suchen und von Männern, die in Deutschland aufwuchsen und etwas über ihre wirklichen Familien erfahren möchten. Ob eine Kindheit glücklich oder unglücklich war, scheint den Wunsch nach dem Finden der richtigen Familie nicht zu beeinflussen, da das Verlangen nach genauem Wissen alles andere übersteigt und die Zeit keine Rolle spielt.

Der alleinerziehende Überlebende

Während in den bisher erwähnten Texten die Väter teils abwesend, teils trotz ihrer physischen Anwesenheit nicht wirklich da sind für ihre Familie, oder im Fall von „Andersland“ als Alleinerziehende skeptisch betrachtet werden oder nicht Vaterfiguren sein dürfen (homosexueller Onkel), ist die Lage in Tom Kummers Roman „Von schlechten Eltern“ eine gänzlich andere. Vom einstigen Familienleben sind nur noch Relikte übrig, ähnlich wie in Leta Samadenis „Tamangur“, aber es ist ein ganz anderes Buch, das in starkem Kontrast zu Semadenis fast lyrisch-verhaltenen Szenarien einer alpinen, von Frauen geprägten Welt steht, obwohl auch dieser Roman von starken Eindrücken nächtlicher Natur- und Landschaftserlebnisse durchdrungen ist.

Die „Stuttgarter Zeitung“ zählt das Buch zu den wichtigsten Romanen des Frühjahrs 2020, „Die Zeit“ benutzt das Adjektiv „grandios“, Elke Heidenreich, Nicola Steiner und Philipp Theisohn sind sich einig in ihren äußerst positiven Bewertungen, welche alle auf dem Klappentext zu finden sind. Schon der Vorläuferroman „Nina & Tom“ (2017) schnitt bei der Kritik ungewöhnlich gut ab, wogegen ich allerdings Vorbehalte habe (s. Anm. 9). Die Ich-Figur heißt in beiden Romanen Tom Kummer, die Söhne haben neue Namen, hier Vince(nt) (12) und Frank (18), von Nina ist meist als *sie*, *Mama* oder *deine Mutter* die Rede, nur in den Erinnerungen steigt sie auf als Nina. Die Erinnerungen durchziehen Toms Alltag, der auf Nachtfahrten mit VIPs durch Gebirgsregionen und Auto-

bahnen fährt, und die er notizenhaft festhält. Sie überfallen ihn am Steuer und in Ruhepausen, aber auch am Tage, wo er versucht, ganz für Vince da zu sein, sich mit ihm zu unterhalten, Velotouren zu machen oder Korbball zu trainieren. Dieses helle Tagesgeschehen steht in scharfem Kontrast zu den nächtlichen Aufträgen seines Unternehmens AT-LimoService, in dem die meisten Angestellten Afrikaner sind, die Angehörige auf der Flucht verloren haben und mit entsprechenden gesundheitlichen, vor allem psychischen Problemen zu kämpfen haben. Aus diesem Grund stehen blaue und rote Pillen auch für Tom zur Verfügung, von dem ein Gast, der Healer ist und als solcher für das Unternehmen arbeitet, vermutet, dass er an PTSD leide, ein *stranger to himself* sei. Seine Nachtfahrten sind voller Todesgedanken, die Ziele oft schwarze Seen in den Bergen, die auf ihn, aber auch schon auf seinen Vater, eine besondere Anziehungskraft ausüben:

Verlasse die Autobahn, fahre Richtung Nufenenpass. [...] Im Winter droht hier der weiße Tod von den Hängen mit meterhohem Schnee, hat mir der Vater immer erzählt. [...] Ich glaubte ihm kein Wort. [...]

Grimsel. Der Totensee glänzt eisig, spiegelt den Mond und die Sterne über den Berner Alpen. Im Frühling 1973 nimmt mich mein Vater ein letztes Mal an den Totensee, er hat nur noch drei Wochen zu leben. Wir werfen Steine ins Wasser, schauen den Ringen zu. Mein Vater spricht mit sich selbst. Er gibt Antworten auf Fragen, die nur er hören kann. Er hört Stimmen im See. Ich bin für ihn Luft. Die Lebenden interessieren ihn nicht mehr. [...] Gib dem Tod den Vorzug, Glaube an den Tod. Der Tod ist Schlaf.²¹

Tom ist hin- und hergerissen zwischen der Todessehnsucht, Nina nachzufolgen, und der Überzeugung, es müsse eine Zukunft für ihn und die Jungen geben. Ja, manchmal überkommt ihn eine Wut, dass diese tote Frau einen so großen Einfluss auf sein Leben hat. Vor dem Friedhof in Kilchberg vertreibt er sich eine nächtliche Wartezeit auf Dienstreise mithilfe eines imaginären Gesprächs mit Thomas Mann, über den er eine Südwestfunk-Sendung hört:

So ein Typ. Er hätte auch Verständnis für meinen heutigen Zustand gehabt. Dass ich ständig Ninas Stimme höre, hätte ihn bestimmt nicht verwundert. Und warum ist das so? Vielleicht weil ich mein Leben extrem stark um meine Frau gebaut habe, Herr Mann. Meine ganze Wirklichkeit scheint heute in einem tiefen Zusammenhang mit ihrem Tod zu stehen. Fast so, als ob ich einer perversen Nekrophilie verfallen wäre.²²

Die Trauer behält die Oberhand, das Leid frisst an seiner Seele, es habe die Macht, seinen Verstand zu verwirren, versucht ihm ein Arzt verständlich zu machen, der Trauernde sei krank. Tom erhofft sich Heilung durch seine Söhne, den glücklichen Zwölfjährigen und den Älteren Frank, der sich geweigert hatte, in die Schweiz zurück zu kehren. Seine körperliche Nähe zum Kleinen ist stark erotisch, doch es sind keine pädophilen Gefühle, die ihn bedrängen, er findet Nina in der Nähe zum gemeinsamen Kind. Und der Sohn fühlt sich in den Ar-

²¹ Kummer (2020: 108-109).

²² Ders., 165.

men des Vaters geborgen, was dessen nächtliche Absenzen ausgleicht. Dennoch liegt eines Tages eine Anzeige gegen Tom vor wegen Kindervernachlässigung: nächtliche Abwesenheit. Er spürt nicht nur die Skepsis der Behörden, sondern auch der Nachbarn, der Schule, ob und dass er ein guter Vater sein könne. Es ist nicht das erste Mal, dass sich die Behörden interessieren für die unkonventionelle Familie, denn auch in L.A. schauten Polizei und Sozialhelferin vorbei wegen der lautstarken Auseinandersetzungen, die Tom jedoch als wichtig erachtete für ein gutes Zusammenleben. Auch Vatersein musste gelernt werden.

Man sucht lange nach Zeitangaben im Buch, bis man September findet, wo Schwimmen, Radfahren und Ballspiele im Freien möglich sind, doch nur wenig spielt sich im Tageslicht ab. Die Sonne wird mit Vorhängen aus der Wohnung ausgesperrt, Tom trägt stets eine Sonnenbrille. Wolken, Wind und Sternenhimmel, Nebelbänke und grauendes Morgenlicht werden wahrgenommen, sonst dominieren die schwarzen Nächte, in denen das Taxameter tickt, das die Fahrzeiten festhält. Dazu kommen die Rituale des Einschlafens und Frühstückens, das Warten auf ein Lebenszeichen von Frank aus L.A., nähere Zeitangaben fehlen.

Die ganze Hoffnung richtet sich auf den Besuch des Ältesten, den Tom aus Los Angeles nach Wochen des Wartens mit großer Aufregung erwartet:

Ich nehme seine [Vince'] Hand und halte sie in meinem Schoss. Ich muss unweigerlich daran denken, dass sich mit Franks Rückkehr unser Schicksal wenden könnte. Wenn wir alle wieder zusammen sind, werden wir spüren, dass wir noch eine lebendige Familie sind. Dass es eine Zukunft gibt. Auch ohne Nina. Vielleicht kann ich die Traurigkeit vertreiben. Aber will ich das überhaupt? Der Himmel drapiert in Grau, das Drop-out-Dasein, von der Welt zurückgezogen, ohne für diese Verantwortung zu übernehmen, mit geschärftem Bewusstsein und ohne Verpflichtungen. Das ist die Trauer. [...]

Ich lege den Arm um Vince, hoffe jetzt, dass ich ruhig neben ihm schlafen kann, ohne Träume. Dass sie nicht wieder erscheint im Schlaf, wie in den letzten Wochen, um mir die Schwelle zwischen Leben und Tod zu erklären. Die Selbsttranszendenz. Nur der Wahnsinn könne mir Erleuchtung bringen. Du wirst vor Trauer sterben, hatte mir Nina angedroht. Noch weiß sie nicht, dass Frank kommt. Er wird mich erlösen.²³

Das Hin- und Hergerissensein nähert sich einem Höhepunkt, denn noch immer beherrscht die Anwesenheit Ninas Toms Bewusstsein, der Traum, dass sie unter den richtigen Umständen wiederkehren wird. Die Fahrt zum Flughafen Zürich-Kloten in der gleißenden Nachmittagssonne wird für Tom zu einer extremen Belastung. Er nimmt die Lichteffekte des Flughafens wie in Trance wahr, ist euphorisch, außer sich vor Aufregung. Die Intensivierung auf allen Ebenen drückt sich auch aus durch die immer kürzer werdenden Kapitel, der zeitdehnenden Wirkung des Wartens in der Ankunftshalle bis zum Stillstand der Zeit: „Darf

²³ Ders., 213.

mich jetzt nicht ablenken lassen. Konzentration. Tief durchatmen. Gleich ist er da. Gleich bleibt die Zeit stehen. Es ist 15.45 Uhr, mitteleuropäische Zeit“.²⁴

Der emotional starke Moment des Wiedersehens, die Umarmung des Sohnes: „So klammere ich mich an meinen Sohn, und seine Arme halten sich an meinem Rücken fest. [...] Er merkt nicht, dass sein Körper meine Rettung bedeutet, mein Rettungsboot“,²⁵ bringt Erleichterung. Beim Gang zum Parkhaus empfindet Tom ein unfassbares Glück, doch eine tiefsitzende Skepsis bleibt: „Keine Tränen, keine Sehnsucht, keine Gedanken an einen süßen Tod. Aber brauche ich nicht den Trauerzustand, um die Dinge klarer zu sehen? Wenn ich die tote Nina verliere, dann verliere ich alles“.²⁶ Die Rückfahrt geht nicht nach Bern, wie gewünscht von Vince, sondern Tom steuert die Luxuslimousine (den kranken Schlitten in den Augen der Söhne) Richtung Graubünden zum Oberalppass, denn Frank hat den Rest von Ninas Asche mitgebracht, der in den Schweizer Bergen verstreut werden soll. Frank läuft mit der Dose zum dunkeln See, wo die roten Warnlampen der Forschungsanlage blinken. Vince versteht nicht, warum der Vater ihn nicht zurückruft, bevor er sich ins Wasser fallen lässt. Tom meint, vielleicht habe Frank eine Stimme aus der Tiefe gehört. Der Text endet mit dem Ruf des zwölfjährigen Bruders: „Was hörst du?“²⁷

Ein trauriges Ende, literarisch gesehen ein unerwarteter, ein offener, ein guter Schluss, der viele Fragen unbeantwortet lässt. Man kann für den Autor dieses autofiktionalen Romans nur hoffen, dass das Schreiben eine kathartische Wirkung hatte, wie das beispielsweise für Hermann Hesse der Fall war, der sich durch Schreiben aus seinen Krisen rettete. Die Lesenden können sehr viel lernen über die Auswirkungen von Leid und Trauer und die psychosomatische Belastung des Hinterbliebenen, der Kindererziehung und Lebensunterhalt bewältigen soll. War die Bindung des Ehepaars zu absolut? Hatten die Kinder schlechte Eltern?

Endstation Pflegeheim

Mit Frédéric Zwickers Roman „Hier können Sie im Kreis gehen“ nähern wir uns einem ganz anderen Stück Literatur, auch das ein Familienroman, aber aus der Perspektive eines Pflegeheimbewohners, der auf den Tod wartet und für den die Familie nur noch in ihren Ausläufern greifbar ist, da sich das Erzähl-Ich daraus verabschiedet hat und fast nur noch mit der Katze und einem Bild seiner Enkelin Zwiesprache hält. Hier bringt ein junger Autor (geb. 1983 in Lausanne, lebt in Rapperswil) seine Erfahrungen ein, die er im Zivildienst als Pfleger in einem Pflegeheim gesammelt und in zusätzlichen Aufenthalten vertieft hat, und mit

²⁴ Ders., 225.

²⁵ Ders., 228.

²⁶ Ders., 229.

²⁷ Ders., 224.

denen er den Bewohnern, die ihn zu seinem Erstling inspiriert haben, „ein bescheidenes Denkmal“²⁸ setzen will, von dem sie kaum je erfahren. Wir bekommen Einblicke in den Institutionsalltag aus der Perspektive des 91-Jährigen, der seine Umgebung von sich und seiner Negativität befreien wollte und sich unter Vorgabe von Demenz in die Pflegeabteilung des Altersheims begeben hatte. Regelmäßig sind Abschnitte eingelegt, in denen auktorial berichtet wird über Herrn Kehr, der sich ungehörig benimmt und Unruhe stiftet. Unter dem Vorwand seiner Senilität plagt er Insassen, die ihm unangenehm sind, klaut Schlüssel, um ins Freie zu gelangen und am Kiosk einkaufen zu können, liest heimlich in den Patientenakten und verschafft sich so Informationen über die Mitbewohner. Oder er gießt eine Flasche Urin über seinen Zimmergenossen und kommt so zu einem Einzelzimmer, ein Privileg, auf das er sonst monatelang hätte warten müssen. Als Ich-Erzähler ist er der besonnene alte Herr, der zurückblickt auf sein Leben, keineswegs dement, aber oft bitter und sarkastisch in seinen Einschätzungen der (Um-)Welt. Außer der Katze hat er nur noch seine Enkelin Sophie, seinen „Strohalm“²⁹, zu der er seit ihrer Geburt eine enge Bindung hat. Seine Frau und sein bester Freund sind tot, ebenso sein Sohn Paul, von dem er zunächst weder hören noch sprechen will. Wir erfahren von Johannes Kehrs Vergangenheit, denn jeder erzählt hier seine Geschichte. Geschichten sind der Beweis, dass das Leben einen Wert hatte: „Ein Pflegeheim ist ein Haus der Erinnerungen, ein Haus der Geschichten [...]. Was bleibt, sind Erinnerungen an die Zeit vor dem Pflegeheim. Und jeder einzelne will diese Erinnerungen teilen. [...] Alle, außer ich“.³⁰ Herr Kehr öffnet sich nur gegenüber der Katze oder der abwesenden Sophie während den Spaziergängen im Garten und den langen Stunden im Zimmer, die unterbrochen werden von Begegnungen mit Mitbewohnern, Gesprächen, unverfrorenen Beobachtungen. So bekommen wir seine Geschichte gleichsam hinter seinem Rücken zu hören, fragmentiert und in Kontrast zu seinem senilen Gehabe. Geboren 1904, wuchs Johannes Kehr auf im Unterengadin, sein Vater wurde nach dem Unfalltod seines Kindes

zum Dorfsäufer, und das will etwas heißen, denn damals sofften viele, doch zum Dorfsäufer reichte es nur meinem Vater. Er soff so viel, weil er so viel wegzuspülen hatte. Das einjährige Mariechen war ein kleines Kind. Doch er hatte sich vorgenommen, noch etwas viel Größeres wegzuspülen. Etwas unendlich Großes, den lieben Gott. [...] und da musste er viel saufen, denn der Herrgott hatte in seinem Leben viel Platz eingenommen [...] und schließlich gelang ihm das Unmögliche tatsächlich, und er soff den lieben Gott tot und sich selbst gleich mit.³¹

Die Mutter stirbt am verwahrlosten Ehemann und der Junge kommt mit zehn Jahren zu geizigen Verwandten, verlässt mit 14 die Schule, wird Handlanger

²⁸ Vgl. dazu Redaktion SRF-Kultur (2021) und Wiederstein (2016).

²⁹ Zwicker (2016: 25).

³⁰ Ders., 107.

³¹ Ders., 39.

und gelangt schließlich nach Genf. Er hat Glück, denn er rettet einen Bauunternehmer vom Ertrinken und kann bei ihm die Lehre machen, lernt Französisch und bringt es zu einem eigenen Baugeschäft dank dem Vorbild seines Lehrmeisters. Nicht ganz so gut geht es ihm auf Freiersfüßen. Er verliebt sich in eine reiche Bürgerstochter, Annemarie, wird aber von ihrem Vater abgewiesen. Sie ist bereit, mit ihm durchzubrennen, doch er geht das Wagnis nicht ein, vergisst sie aber nie. Er heiratet seine Frau Ursula („Ursula war mein täglich Brot, das nie austrocknete. [...] Ursula war keine Annemarie. Aber sie war nahrhaft und verlässlich. Sie war gesund und lebenserhaltend“³²). Sie bekommen zwei Kinder, die Tochter Franziska, Mutter von Sophie, und den Sohn Paul, den begabten Charmeur, der sich nie entscheiden kann, alles in Angriff nimmt, aber nichts durchführt und sich schließlich vor einen Zug wirft. Herr Kehr wird von Schuldgefühlen geplagt. Hätte er nicht seine kranke Frau pflegen müssen, hätte er sich vielleicht erhängt. Er ist schuldig seiner Tochter gegenüber, die er vernachlässigt hatte, da sie keine Probleme machte. Er war nur an seinem begabten Sohn interessiert. In der Folge „blieben wir uns fremd, und der Grund für unsere Beziehung war, dass sie meine Tochter und ich ihr Vater war. Ich musste erst dement werden, damit wir nicht mehr zwischen uns standen“³³. Er selbst hatte eine böse Großmutter, die auf ihn einhackte als das jüngste, schwächste Glied in der Familie. Um der Enkelin ein gleiches Schicksal zu verhindern, will er nicht zur Tochter ziehen und schlägt das Pflegeheim vor. Wenn jemand lobend bemerkt, wie rüstig er noch sei in seinem Alter, meint er: Könnten die Bewunderer nur einen Blick auf seine entstellte Seele werfen, sie würden schreiend das Weite suchen. Er störte sich immer mehr an der Welt und entwickelte sich zum Ironiker, zum Sarkasten und zum Zyniker, während sich die Umwelt mehr und mehr von ihm zurückzog. So fing er an, auf den Tod zu warten, der sich nicht einstellen wollte. Früher hätte man noch rechtzeitig sterben können. Irgendwann habe man das verlernt: „Es stirbt nur noch, wer schon mehrheitlich tot ist“,³⁴ meint er. Abgeschieden von der Familie bleibt er nur der Enkelin verbunden, camoufliert aber seine Zuneigung gut, so dass sie eher wie Abweisung wirkt, durch die sich Sophie allerdings nicht einschüchtern lässt.

Zwicker liefert herrliche Beschreibungen des „steingewordenen Euphemismus Pflegeheim“³⁵, wo Tiere und Pflanzen, Kunst und lächelnde Gesichter die Besucher in ihren Bann ziehen und die Alten glücklich sind. Er diagnostiziert aber auch die Gefahren, die hinter heiklen Situationen lauern mit einem treffenden Vergleich:

³² Ders., 23.

³³ Ders., 128.

³⁴ Ders., 90.

³⁵ Ders., 80.

Ein Pflegeheim ist ein Reagenzglas, in dem Chemikalien vermischt werden. Nur gibt es keinen Chemiker, der diesen Prozess überwacht und lenkt. Nur Pflegerinnen mit Feuerlöschern, die versuchen, den Schaden zu begrenzen, wenn die Stoffe miteinander reagieren und es zu einem Brand oder gar einer Explosion kommt. Doch auch der geschickteste Chemiker wäre machtlos im Umgang mit diesen Stoffen, die im Minuten- oder Sekundentakt ihre Eigenschaften ändern.

Am meisten Sprengstoff bietet das Aufeinandertreffen zweier oder mehrerer Dementer.³⁶

In solchen Abschnitten spürt man die sorgfältige Recherchierarbeit von Frédéric Zwicker ganz besonders, aber auch sonst sind die Schilderungen geprägt von Detailkenntnissen, genauen Beobachtungen, von Charakter- und Krankheitsstudien, die nicht vor starken Szenen und skurrilen Besonderheiten zurückschrecken, aber die Grenze des Herabwürdigenden nie überschreiten. Auch Johannes Kehr bereitet sich gründlich vor auf das Spiel seiner Demenz, indem er frühere halbwegs Bekannte im Telefonbuch ermittelt, um mit ihnen in Kontakt zu kommen zwecks Demenz-Studien. Er wird fündig und besucht den Bruder seines früheren Rechtsanwalts, beobachtet ihn, studiert ihn, macht Notizen, imitiert ihn zu Hause vor dem Badezimmerspiegel, lernt, Bruno zu spielen:

Ich notierte mir alles in ein Buch. Noch hatte ich mich zu nichts entschieden. Ich schrieb meine Anleitung zur Demenz. Ich plante, wie Dostojewskis Raskolnikow geplant hat. Es war nichts mehr als ein Traum, den ich dann aber ebenso plötzlich in die Tat umsetzte wie der arme Student seine Mordphantasien.

Eine weitere Parallele: Sowohl Raskolnikovs als auch mein Plan wurde von einer unerwartet auftauchenden Frau erschüttert. Annemarie Zeller ist ausgerechnet in ein Zimmer auf meiner Etage eingezogen.³⁷

Annemarie bringt sein Projekt in Gefahr. Er versucht, ihre Nähe abzuwehren mit allerlei Scheußlichkeiten aus seiner Demenzkiste, doch „Annemarie ließ sich von meinen Schweinereien nicht beeindrucken. Deshalb hörte ich damit wieder auf“.³⁸ Sie fragt nach Erinnerungen, erzählt ihm von früher, sogar von ihrer Jugendliebe. „Annemarie scheint trotz allem Zuneigung und Nähe zu mir zu empfinden. Freundschaft. Und das ist es, was es mir so ekelhaft macht, auch sie zum Narren zu halten“.³⁹ Er überlegt sich, ob er vielleicht doch noch fähig wäre, die letzten Tage oder Wochen glücklich zu sein? Er will auf einen günstigen Moment warten, bis er den Mut findet, sich Annemarie anzuvertrauen. Sophie will er vorerst nichts verraten, um sie nicht wegen seiner Täuschung zu verletzen. Doch der Tod kommt ihm zuvor, Annemarie stirbt und die Wahrheit kommt nicht an den Tag.

³⁶ Ders., 125.

³⁷ Ders., 88f.

³⁸ Ders., 114.

³⁹ Ders., 115.

Eine fantastische Familie

In der Präambel „Zum persönlichen Geleit“ dieses unkonventionellen Familienromans „Der Letzte meiner Art“ von Lukas Linder wird das Schicksal der alt-ingesessenen Familie vom jüngsten Spross, Alfred von Ärmel, angedeutet:

Ich stamme aus einer alten und sehr reichen Berner Familie. Uns gab es schon im vierzehnten Jahrhundert. Und das sieht man uns auch an. Wie die Wurzeln uralter Bäume sind die Gesichter in sich selbst verknorzt. [...] Erst vor dem Hintergrund ihrer langatmigen Vergangenheit fangen unsere Gesichter zu leuchten an. Und dann erkennt man: Das sind Gesichter, die gerahmt ins Museum gehören, nicht aber in die freie Wildbahn des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Meine Mutter hat sich in einen Dornröschenschlaf gerettet. Mein Vater in die geistige Umnachtung. Und mein älterer Bruder Thomas, der einzige kluge Kopf der Familie, hat sich schon vor Jahren aus dem Staub gemacht und nicht mehr von sich zurückgelassen als ein paar absolut unglaubwürdige Gerüchte.

So bleibt es mir überlassen, unsere denkmalgeschützten Gene in ein neues Zeitalter zu retten. [...] Leider deutet so einiges darauf hin: Ich bin nicht jenes neue Kapitel in der Familienchronik, das man sich mit Genuss zu Gemüte führt. Vielmehr bin ich wohl eher die enttäuschende Pointe einer Geschichte, [die] viel zu lange gedauert hat. [...] Das letzte Bild einer Familie gerät immer zur Karikatur.⁴⁰

So heiter und vielversprechend eröffnet Lukas Linder⁴¹ seinen Ich-Roman und führt uns ein in Familienverhältnisse, in denen alle Mitglieder mehr oder weniger von Anfang an die Kriterien von Karikaturen erfüllen – von der reichen, geizigen Großmutter zur überspannten Mutter mit dem tätowierten Pfau auf dem Rücken und einem Tross von Verehrern im Schlepptau, die sich in den Vater, den Wimpelfabrikanten, verliebt hatte, als dieser einen Clown spielte. Der Ehealltag ließ sie in tiefe Melancholie versinken. Er wurde nur unterbrochen von ihren gesellschaftlichen und musikalischen Eskapaden, wenn sie Hof hielt in ihrem Salon oder durch wochenlange Abwesenheit glänzte. Zur Familie gehört weiter der genieerklärte Bruder Thomas mit seiner schönen Seele, der die Firma des Vaters übernehmen soll, Geige spielt und jahrelang mit einem Künstler-süppchen gefüttert wird, bis er alles hinschmeißt und erklärt, die Familie zu lassen, die Mutter am meisten. Diese quittiert den Ausbruch des Künstlersohns: „In dieser Familie bin ich diejenige mit den melodramatischen Ausbrüchen“.⁴² Alfred, der Jüngste, will ein Held werden wie sein Familienideal aus dem 14. Jahrhundert, der Schlächter von Marignano, weshalb er sich von früher Kindheit an darum bemüht, die Familie davon zu überzeugen, „dass meine Geburt kein Fauxpas war. Ich wollte ihnen zeigen, dass ich verdienstermaßen ein von Ärmel

⁴⁰ Linder (2017: 7f).

⁴¹ Lukas Linder, geb. 1984, Studium der Germanistik und Philosophie in Basel, ist Autor zahlreicher Theaterstücke, für die er ausgezeichnet wurde. Er lebt in Basel und Łódź. 2020 erschien sein zweiter Roman „Der Unvollendete“.

⁴² Ders., 36.

war, und nicht irgendein blässlicher Nebendarsteller aus der Familienchronik, der mit siebenundzwanzig an einer Erkältung stirbt. Nein ich wollte das edelste Blatt am Baum sein“.⁴³ Ein Problem ist nur, dass Helden meist sportlich sind, doch Sport ist nicht Alfreds Sache: „Verzweifelt blätterte ich in den Enzyklopädien und Geschichtsbüchern auf der Suche nach einem Helden, der seine Taten im Sitzen vollbracht hatte“,⁴⁴ und die Großmutter hat die zündende Idee: Sie entdeckt seine Stimme, die ihn berühmt machen soll, nachdem sie vorher jahrelang alles an ihm kritisiert hatte. Alfred aber kann nicht singen, also bleibt der Erfolg trotz erkauftem TV-Auftritt aus. Auch ein Auftritt als Drache im Schultheater kann die melancholische Mutter nicht über den Verlust ihres eigentlichen Künstlersohnes trösten, der das Haus verlassen hat und auf *Heavy Metal* macht, aber er bringt Alfred zu der Erkenntnis, dass Helden immer allein sind. Um eine Partnerin für den Schulball zu finden, bringt der 18-Jährige wiederum seine Familie ins Spiel: „Lebenserprobter Junggeselle sucht charmante Begleitung für illustren Galaball. Es erwarten Sie zauberhafte Stunden mit dem Vertreter einer schweizerischen Traditionsfamilie. Tanzen kann man nur in der Wirklichkeit“.⁴⁵ Auch dieses Unternehmen endet mit einer Schlappe: Zwar meldet sich die 50-jährige Witwe Ruth und er tanzt schließlich mit ihr und bringt es auch noch etwas weiter, doch sie entschwindet ihm zuletzt, trotz aller Berufungen auf seine Traditionsfamilie, mit seinem alten Gesanglehrer und er kommt zur Einsicht, dass die Vergangenheit zu begraben sei. Während Alfred sich mit verschiedenen Teilzeitjobs Geld zu verdienen sucht, um etwas Abstand zur Familie zu gewinnen, kommt die Nachricht, dass Thomas, der Familiengruft entronnen, inzwischen in Disneyland Rodeo-Reiter geworden sei – und die Mutter reagiert mit Stolz und Rührung, preist ihre Familie aufgrund des Familienfotos „Was sind wir nur für eine wunderbare Familie“⁴⁶, obwohl sie nicht sonderlich glücklich aussehen – und verfällt in tiefen Schlaf, aus dem niemand sie zu wecken vermag, nicht die wütende Großmutter („Diese Familie ist eine einzige Enttäuschung“⁴⁷), nicht der verwahrlost trauernde Vater, nicht die mit Geschenken und Konzerten aufwartenden Verehrer. So setzt sich Alfred ans Bett seiner schlafenden Mutter, und vor seinen Augen erscheint die Ahnengalerie der ruhmvollen Vorfahren, auf die alle stolz waren. Doch was war jetzt mit der Familie los?

Der letzte Fan der von Ärmels liegt im Tiefschlaf, sagte ich mir. Was aber bedeutete das für unsere Familie? Was bedeutete das für mich? [...]

Die Geschichte musste zu Ende erzählt werden. Ob sie nun eine Heldengeschichte war oder nicht. Wobei eigentlich so alles ziemlich darauf hindeutete, dass dies keine Heldengeschichte würde. Heldengeschichten wurden nie zu Ende erzählt. Sie ende-

⁴³ Ders., 49.

⁴⁴ Ders. 50.

⁴⁵ Ders., 160.

⁴⁶ Ders., 236.

⁴⁷ Ders., 246.

ten, bevor die Wahrheit auf den Tisch kam. Die Wahrheit war nie heldenhaft. Damit galt es sich abzufinden. Das letzte Bild war immer eine Karikatur.⁴⁸

Der Vater, darauf angesprochen, wer er sei, antwortet jetzt, er sei Ruedi, der Clown. Die Besuchenden rümpfen die Nase, Alfred aber nimmt Vater an der Hand um heldenhaft weiter zu machen, auszuharren bei der Mutter. Durch die opernhafte Einlagen und theatralischen Auftritte bei der schlafenden Verehrten, die Ankündigung Alfreds, er werde Co-Leiter seines Bruders für die Wildwest-Shows in Disneyland, das Hinschwinden des Vaters, der aufhört zu essen und sich so mit der Mutter verbündet, verdichtet sich das Geschehen weiter ins Grotesk-Absurde. Am Schluss platzt die Blase, als Alfred Jahre nach Schulabschluss an einer Party bei einem ehemaligen Klassenkameraden teilnimmt und hört, wie verächtlich über seine Mutter und seine Familie gesprochen wird. In einem lächerlich dilettantischen Angriff stürzt er sich auf den Kritiker, den er ins Bein, respektive in die Jeans beißt und eine blutige Nase davonträgt. Er wird als Witzfigur eingestuft: „Das war wohl der Preis der Freiheit: Die Menschen hielten einen für eine Witzfigur. [...] Ich war eine Witzfigur, eine Karikatur. Ich war der letzte meiner Art“.⁴⁹

Auf den Familienroman übertragen kann man sich fragen, ob hiermit das Ende des Genres eingeläutet wird, indem der Mythos Familie ad absurdum geführt wird? Wohl kaum, aber alles, was mit Familien- und hohlem Ahnenkult samt Berufung auf wertvolle Verdienste zu tun hat, wo eine Generation sich selbst feiert und über andere stellt: ein solches Familienmodell erhält hier seinen Abgesang. Doch soll man überhaupt so weit gehen und dem Autor eine Absicht unterstellen? Jedenfalls bewegen wir uns hier auf autofiktionsfreiem Territorium und haben es mit nichts anderem zu tun als dem äußerst gelungenen Wurf eines jungen Autors, der einen witzigen, ins Absurd-Groteske ausgreifenden Roman geschrieben hat, in dem Phantasie und genaue Beobachtung, Bosheit und Falschheit, Naivität und Euphemismen eine herrliche Mixtur an menschlichen Verhaltensweisen hervorgebracht haben. Die dunklen Wohnzimmerszenen mit der schlafenden, vorher von ihren Verehrern gejagten Mutter, dem täglich mehr verwahrlosten Vater erinnern an Szenen aus Kafkas Amerika-Roman „Der Verschollene“, wozu auch die ins Absurde getriebene Entwicklung anfangs harmloser, ja harmonischer Familienszenen beiträgt, wo die Musik zentral ist, angefangen mit dem Violinspiel des genieerklärten Bruders, über das Nicht-Singen-Können des Helden bis zu den wirkungslosen Marschliedern, die der Vater zur Erweckung der Mutter hinausschreit (im „Verschollenen“ gibt es eine ähnliche Reihung). Sie kommt zum Höhepunkt in den opernhafte Schlusschören der weinenden Verehrer, die über sich selbst weinen angesichts der im Tiefschlaf verharrenden Mutter, womit die Szene vollends ins Groteske umschlägt.

⁴⁸ Ders., 255f.

⁴⁹ Ders., 269.

Der Text ist ausgestattet mit allen denkbaren Ingredienzen einer Familiengeschichte. Vom diversifizierten Generationenkonflikt bis zum gesellschaftlichen Familiendesaster ist hier alles vorhanden: Es gibt hochfliegende Pläne und enttäuschte Erwartungen auf allen Ebenen, Durchhaltewillige und Aussteiger, Idealisten und Materialisten, Phantasten und Spinner. Vor allem die Schule erweist sich als ein Tummelplatz vielfältiger Eskapaden und Bosheiten unter Lehrern wie Schülern. Den Letzten seiner Art jedoch beflügelt die Berufung auf die jahrhundertealten Vorfahren und das Heldentum, dem er nachleben will. Dass bei genauerer Betrachtung der Wurm in diesen Vorstellungen steckt und das Verhalten der Familienmitglieder auch nicht von scharfer Kritik der Umgebung verschont bleibt, wird in der Bloßlegung der erzählten Geschichte gezeigt. Der Nimbus fällt, ein Lebenssinn müsste gefunden werden auf dem Boden nüchterner Tatsachen. Mit einem absurden Winken verabschiedet sich der von Selbsterkenntnis ergriffene Held von dem nichtanwesenden Publikum, bevor er in die schlafende Dunkelheit des Hauses schlüpft und von der Bühne des Familienspektakels verschwindet. Diese ganz auf Parodie, Witz und Absurdität angelegte Romanhandlung verhindert nicht, dass in vielen der herrlich überzeichneten Szenen äußerst realistische Momente eingefangen sind, die wir aus unserem Alltag kennen. Da steckt trotz aller Komik und Übertreibung so mancher wahre Kern unserer Gesellschaft drin.

Abschließende Bemerkung

Um mit dem letzten Roman zu beginnen: Hier spielt ein Autor mit dem Genre Familienroman, führt es ad absurdum und verabschiedet sich davon mit Witz, Ironie und Humor, nicht ohne ein paar Portionen Tragikomik daruntergemischt und den Finger auf mehrere wunde Punkte gelegt zu haben, die beispielsweise in der Erziehung der Sprösslinge oder im Zusammenleben mit der Großelterngeneration deutlich werden. Er präsentiert die Familie selbstbewusst als sehr schweizerisch, mehr noch: als Berner Patrizier Familie, und wischt damit dieser stolzen Tradition eins aus, während die anderen lächerlichen Klischees mehrheitlich universellen Charakter tragen. Auch hier nehmen Kindheit und Jugend eine wichtige Stellung ein: Hier rumort es und hier kracht es im Gebälk, hier wird kein Blatt vor den Mund genommen und es bleibt nicht viel an Fassade stehen. Der Roman ist ein Unikat und führt dem Familienroman mehr Witz und Humor zu, als es die Gattung verträgt, weshalb er sie zugleich ad absurdum führt.

Die anderen hier betrachteten Romane halten sich innerhalb der gängigen Diskurse, sie sind nicht spezifisch auf die politischen und sozialen Gegebenheiten der Schweiz ausgerichtet, beziehen sie aber ein (Portillo, Kummer, Zwicker). Gleichzeitig fügen sie sich auch in einen breiteren Rahmen, so etwa der Pflegeheims-Alltag, der auch in anderen Ländern in ähnlichen Formen abläuft. Der Erinnerungsdiskurs erweist sich als notwendiger und stabiler Bestandteil auch dieser neueren „Familienromane“. Oft werden Herkunft und Erziehung kritisch gesehen,

Eltern-Kind-Beziehungen spielen eine wichtige Rolle, besonders wenn sie gestört sind oder fehlen, und die Generationenkonflikte innerhalb der Familien sind fast immer ein Thema, auch für die neuen Formen des Zusammenlebens. Singularität verbindet sich so mit dem Typischen. Kollektive Erziehungsmuster werden erkennbar, spezifische Sozialisierungsschwierigkeiten in Schule und Familie erweisen sich als typische Probleme und es ist hilfreich für die Lesenden zu sehen, dass man mit den eigenen guten oder schlechten Erfahrungen nicht allein ist.

Die globalisierte Welt ist, wie erwartet, ein Faktor (Portillo, Kummer) und erschwert den Zusammenhalt der Familien. Sie spielt aber auch schon eine Rolle in der Elterngeneration bei Breznik, auch wenn es sich dort nur um Europa handelt. Auch kürzere Entfernungen können verheerende Folgen haben. Der autofiktionale Diskurs oder das autobiografische Schreiben erweisen sich weiterhin als wichtige Elemente der Identitätsfindung (so besonders bei Breznik, aber auch für Kummer), und so, wie es in den hier genannten Texten praktiziert ist, verletzt es keine Tabus (im Gegensatz zu Kummer vorigem Roman „Nina & Tom“ oder zu Max Frischs „Montauk“ und Karl Ove Knausgärds umfassenden Romanen). Es zeigt sich m.E., dass die neue Literatur jede Menge origineller Mittel findet, Familienbeziehungen auch in ihren heutigen Formen und Facetten zu erfassen.

Literatur

- Blatter, S. (1996): „Multikulturlos“. Vortrag, gehalten 1995 in St. Louis, MO. In: Lützeler, P. M. (Hg.): Schreiben zwischen den Kulturen. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartskultur. Frankfurt a.M. 28-39.
- Breznik, M. (2009): Nordlicht. Roman. München.
- Breznik, M. (2020): Mutter. Chronik eines Abschieds. München.
- Eichenberg, A. (2009): Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane. Göttingen.
- Erl, A. / Gymnich, M. / Nünning, A. (2003): Einleitung: Literatur als Medium der Repräsentation und Konstruktion von Erinnerung und Identität. In: Erl, A. / Gymnich, M. / Nünning, A. (Hg.): Literatur – Erinnerung – Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien. Trier. iii-ix.
- Kummer, T. (2017): Nina & Tom. Roman. Berlin.
- Kummer, T. (2020): Von schlechten Eltern. Roman. Stuttgart.
- Linder, L. (2017): Der Letzte meiner Art. Roman. Zürich.
- Martinec, T. / Nitschke, C. (2009): Familie und Identität in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M.
- Neumann, B. (2005): Literatur, Erinnerung, Identität. In: Erl, A. / Nünning, A. (Hg.): Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven. New York / Berlin. 149-178.
- Portillo, R. (2020): Andersland. Roman. Luzern.
- Simili, V. (2020): Es hat mit Distanznehmen zu tun. Gespräch mit Regula Portillo. <https://www.luzernerzeitung.ch/solothurn/lebern-bucheggberg-wasseramt/es-hat-mit->

distanz-nehmen-zu-tun-die-autorin-regula-portillo-uber-ihre-kindheit-und-ihre-schreiben-ld.1276078 [15.3.2021].

SRF-Kultur (2021): Frédéric Zwicker. In: Dies. (Hg.): *Ansichten – Schweizer Literatur*. <https://ansichten.srf.ch/autoren/frederic-zwicker> [4.3.2021].

Wiederstein, M. (2016): *Nacht des Monats* mit Frédéric Zwicker. In: *Schweizer Monat* 1038. <https://schweizermonat.ch/nacht-des-monats-25/> [4.3.2021].

Zwicker, F. (2016): *Hier können Sie im Kreis gehen*. Roman. München.